

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 6. — Sonntag, den 5. Februar 1933.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf Nr. 3242 und Nr. 3243.

Wo ist das Buchholzer Bornkinnele?

Von Horst Henschel, Schwarzenberg.

„Bornkinnele“ ist im Erzgebirge gleichbedeutend mit „Heiliger Christ“. Darum bezeichnet der Erzgebirger mit Bornkinnele sowohl das Weihnachtsgeschenk wie auch die liebevolle Weihnachtsgestalt, die den Hans Ruprecht begleitet und die Gaben beschert, sowohl das Weihnachtsfest selbst wie auch die Bildwerke, die der Gegenstand dieses Aufsatzes sind. Das Bornkinnele (im letzteren Sinne) ist eine geschnitzte, etwa dreiviertel Meter große, bekleidete Holzfigur, die das Jesuskind darstellt. Es steht auf einem Sockel, in der rechten Hand das Zepter oder die Hand im Segensgestus, in der linken Hand die Weltkugel (Reichsapfel mit dem Kreuz) haltend. Die Bornkinnelefiguren sind oft von künstlerischem und kunstgeschichtlichem Wert. Die bis jetzt aufgefundenen Bornkinnelefiguren stammen teils aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts, die Mehrzahl aus dem 17. Jahrhundert, wenige aus dem 18. Jahrhundert. Die Art der Verwendung des Bornkinneles in älterer und neuerer Zeit ist verschieden. In den meisten Fällen ist es anstelle des Kruzifixes auf dem Altar, da und dort in der Vorhalle der Kirche zu finden; hier wird es nur zur Christmetten, anderswo vom Christabend bis zum Dreikönigsfest aufgestellt. Woher der Brauch stammt, wie er entstanden ist und wie alt er ist, darüber herrscht Ungewißheit. Daß früher die Bornkinnelefiguren zu Weihnachten im Volksbrauch eine Rolle spielten, erhellen die Eingabe des Johanne Georgenstädter Pfarrers Engelschall an den Annaberger Superintendenten Kunat und der Bericht Kunats an die oberste Kirchenbehörde vom Dezember 1712. Engelschall fragt an: „... möchte auch gerne wissen, wie ich mit Aussetzung des sogenannten Christkindleins am Weihnachtsfest zu verhalten, weil die Leute ihre Kinder häufig dahinführen und ihnen einprägen, dieses sei es, so ihnen in der Nacht allerhand beschere; lehren wohl auch die Ibrigen, sich davor neigen und bücken...“ Und Kunat berichtet: „... Ferner gedenket er (Engelschall) der Aussetzung des sogen. Christkindleins an Weihnachten, da man, wie hier in Annaberg, ein hölzernes Bild in Gestalt eines kleinen Kindes mit einem Hemdchen angetan auf den Altar setzt, bei welchem sich in der Vesper die kleinen Kinder in Haufen einfinden und es ansehen, auch teils von den Eltern angewiesen werden, sie sollten in die Kirche gehen, das Christkindlein zu sehen. Ich kann nicht leugnen, daß, als ich anhero ins Gebirge gekommen, mich höchst verwundert, daß die Leute häufig unter der Vesper an den Altar, wo sonst die Prediger stehen, getreten und das Bild betrachtet...“

Auch heute noch finden wir in einigen Kirchen unseres Erzgebirges zur Weihnachtszeit solche Bornkinnelefiguren aufgestellt, freilich die Sitte, an der schon Engelschall und Kunat Anstoß nahmen, herrscht nimmermehr.

Nebstehendes Bornkinnele ist das Schwarzenberger Bornkinnele, das seit vielen, vielen Jahren allweihnachtlich während der Christmette auf dem Altar steht. Es ist dreiviertel Meter hoch, mit einem Spitzenhemd angetan und einem weiten Muffkleidchen. Darüber trägt es eine hellblaue seidene Schärpe und um die Handgelenke ebensolche Schleifen. Es stammt vermutlich aus dem 17. Jahrhundert. Bornkinnele befinden sich ferner noch in der Kirche zu Bärenwalde, Jorckheim, Irfersgrün, Thierfeld, Zschorlau und Zwönitz in Gebrauch.

Vorhanden, aber außer Gebrauch sind die Bornkinnele aus Drebach (jetzt im Erzgebirgsmuseum zu Annaberg), Rasmannitz (jetzt im dortigen Stadtmuseum), Penitz (jetzt im Altertumsmuseum im Großen Garten zu Dresden), Plauen im Vogtland (jetzt im Plauener Museum) und drei aus Zwickau (jetzt im König-Albert-Museum zu Zwickau). Größer ist die Zahl derer, die wohl bezeugt, aber nicht mehr vorhanden sind. Es gelang mir, die Reihe der bisher in der heimatkundlichen Literatur bekannten Bornkinnele um 6 Zeugnisse bzw. Figuren zu erweitern. Ob wenigstens ein Teil der Figuren jemals wieder aufgefunden wird, ist nicht ganz ausgeschlossen. Zweifellos sind auch noch Bornkinnelefiguren vorhanden, die verlassen und verstaubt in irgend einem Winkel des Kirchenbodens ruhen und der Vergessenheit anheimgefallen sind. Bezeugt sind Bornkinnele in Weichenborn, Waldenburg, Niedererzbrunn, Meerane, Löbnitz, Langenbach b. Zwickau, Kirchberg, Johannegeorgenstadt, Hirschfeld b. Kirchberg, Hartmannsdorf, Hartenstein, Beyer, Eibenstock, Aue u. Buchholz. Das Buchholzer Bornkinnele war noch 1875 vorhanden. Mehrere alte Buchholzer können sich noch darauf besinnen. Damals stand es in einem Schränkchen, das sich neben dem Aufgange zum Kirchenboden befand, der aber durch den Umbau des Kirchturmes 1875/76 verschwunden ist.

Oberkirchenrat A. Weidauer beschreibt es wie folgt: „Das Christkindel, anderwärts „das Bornkinnele“ geheißene, eine Holzschneidfigur in Lebensgröße eines Kindes, mit einer Seidengewandung und einem Spitzenhäubchen angetan, beides zwar verblaßt, staubig und zerfressen in Länge der Zeit, in unseren Kinderäugen aber trotzdem überaus schön und höchst verehrungswürdig.“ („Aus der Erinnerungsmappe eines Emeritus“ im „Glückauf“ 1916, Seite 117.)

Zweifellos war das Bornkinnele längst nicht mehr in Gebrauch, vielleicht schon so lange, daß man gar nicht mehr wußte, was diese Holzpuppe zu bedeuten hatte. Denn sonst wäre es nicht möglich gewesen, daß man damals neben manchen anderen



Das Schwarzenberger Bornkinnele.

Figuren aus der Kumpellammer des Kirchbodens auch das Bornkinnel mit ausgeräumt hat. Wie noch lebende Augenzeugen berichten, sei das ganze Zeug aus der Kirche herausgeschafft worden. Wer Interesse daran fand, konnte und durfte sich davon nehmen. Ich vermute nun, daß unser Buchholzer Bornkinnel auf diese Weise in Privatbesitz gekommen ist. Wo mag es heute stehen. Wer kann Auskunft geben oder weiterhelfen? — — —

Hinsichtlich der Ableitung und Deutung des Namens „Bornkinnel“ gehen die Meinungen sehr auseinander. Ich selber huldige der Ansicht Otto Vangers, der „Born“ von „geboren“ herleitet. „Bornkinnel“ heißt also „gebornes Kindel“ (im Sinne des Luther-Vieles: „Euch ist ein Kindlein heut geboren...“). In einer alten Zwischauer Kirchenrechnung vom Jahre 1567/68 lautet eine Stelle: „8½ gr. Jacob Helwige, hat das neue geborne Kindlein reingewirt, das man auf den altar setzt“. Wenn der Bornkinnel-Ritus nicht schon Jahrhunderte älter ist als die Reformation, so daß also auch die eigentliche Bedeutung des Wortes zur Zeit der oben genannten Kirchenrechnung noch nicht verblaßt sein könnte, dann wären alle weiteren etymologischen Deutungsversuche müßig. Denn die ältesten uns bekannten Bornkinnel-Figuren bzw. Zeugnisse sind nicht viel älter als die genannte Kirchenrechnungseintragung, in welcher das Bornkinnel klipp und klar „neu gebornes Kindlein“ genannt wird.

Das Geldmännle

Aus Karl May's „Der Waldschwarze“ u. a. Erzählungen.

(8. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Er kommt; er kommt!“ brüllte er in fürchterlicher Angst. „Ich muß ihm nach, ihm nach — — — ihm nach!“

Er wollte aus dem Sargdeckel heraus und griff nach dessen beiden Ranten, um mit einer krampfhaften Bewegung loszukommen. Dabei stemmte er seine Füße unwillkürlich unten an den Sargteil, in dem sein entsehtliches Gegenüber stand. Das verursachte einen schiebenden Druck, und die bisher scheinbare Bewegung wurde zur wirklichen. Der Neubertbauer bewegte sich nach vorn. Die gläsernen Augen starr auf ihn gerichtet, neigte er sich zu ihm herüber.

„Die Toten erwachen — — aber ich räche mich — — ich, ich, ich!“ zeternte der Musterwirt. „Ich erwürge ihn! Er muß ersticken, ersticken — — — ersticken!“

Er schlug beide Arme um den Toten und preßte ihn mit der Anstrengung aller seiner Kräfte an sich. Oben über den beiden war alles in Bewegung, die Erde auch. Sie kam herunter und verschüttete das Grab fast bis zur Hälfte. Dabei flog die andre Querstübe mit herab. Sie stieß erst drüben auf und schmetterte dann hüben mit dem andern Ende auf den entblößten Kopf des Musterwirts nieder. Das war ein Schlag, der sehr leicht töten konnte.

Man kann sich denken, in welcher Aufregung sich die auf dem Kirchhof befindliche Menschenmenge hin und her bewegte. Der Pfarrer und der Lehrer Burgau waren fast die einzigen, die sich nicht vom Schreck beherrschten ließen. Während der Lehrer sich bemühte, unter den Dorfbewohnern die verlorene Ruhe wieder herzustellen, sorgte der Geistliche zunächst für die Entfernung der Tochter des nun doch noch nicht Begrabenen. Das Herzle mußte sie in das Pfarrhaus bringen, wo sie sich ihrer liebevoll annahm.

Sodann mußte vor allen Dingen der Lebende von dem Toten getrennt und aus dem Grabe herausgeholt werden. Aber als man dies versuchte, lagen die Arme des Wirts so fest und starr um die Leiche, daß man sie unmöglich auseinanderbringen konnte. Es hatte ganz den Anschein, als ob der erstere vor Schreck nun auch gestorben sei. Das war grauenhaft! Sie wurden, beide vereinigt, mit großer Mühe emporgeschafft und

einstweilen neben dem Grab hingelegt. Was sollte man nun mit ihnen machen?

Man versuchte noch einmal, die Arme und Hände des Wirts vom Bauer loszumachen, aber es ging nicht. Da war der Pfarrer der Ansicht, daß ein Arzt zu holen sei. Im Dorf gab es keinen, und bis in die Stadt war ein weiter Weg. Es wurde also nach dem Gasthof geschickt; der Kutscher sollte sofort anspannen und den dortigen Bezirksarzt holen, da vielleicht ein plötzlicher Todesfall festzustellen sei. Wo aber inzwischen mit den beiden so fest vereinten Körpern hin? Auch hier wußte der Geistliche den besten Rat. Er befahl: „Schafft sie hinüber in meine Sakristei; ich hol schnell den Schlüssel. Aber deckt sie zu. Solch ein Anblick ist nichts für neugierige Menschen!“

Er ging. Die Träger zogen eiligst den untern Teil des Sarges aus dem Grab und legten die beiden hinein. Daß dabei der Wirt nach unten zu liegen kam, störte sie nicht; sie dachten nicht daran, daß ein Unterschied zwischen lebendig und tot zu machen sei. Hierauf wurde der Sarg auf die Bahre gestellt. Dann holten sie auch den Deckel, der über die Körper gelegt wurde, weil er doch einmal zum Sarg gehörte. Ueber das Ganze breitete man das Leichentuch — — der Neugierigen wegen, wie der Pfarrer gesagt hatte. Auf den Schlüssel brauchte man nicht zu warten. Es war ja mit den Glocken geläutet worden und die Kirche also offen. Man trug die Bahre hinein.

Das letztere alles hatte der Totengräber geleitet. Er war der Beamte hierzu und ein erfahrener Mann. Darum sorgte er pflichtgemäß dafür, daß kein Unberufener mit in die Kirche kam, und war also mit den Trägern dort allein. Er eilte ihnen voraus nach der Sakristei. Sie war nur für die Gestalt des Geistlichen berechnet und erschien ihm für die breite Bahre zu schmal zu sein. Darum ließ er diese einstweilen auf dem Altarplatz niederlegen. Die Träger kamen zu ihm, um auch zu begutachten, ob hindurchzukommen sei. Sie taten das mit leisen Stimmen. Das erforderte der heilige Ort, an dem man sich befand, und an dem nur der Pfarrer in lauten Worten sprechen durfte.

In diesem Augenblick kam dieser nach, den überflüssigen Schlüssel in der Hand. Er stand am vorderen Eingang und überschaute schnell die Lage. Von rechts her schien die Sonne durch das Fenster, grad auf das große Altarbild, das Herr Frömmelt vor zwei Jahren zum Kirchenjubiläum gestiftet hatte. Es stellte die Auferstehung dar. Der Körper lag im Sarg, sichtbar schon in Verwesung übergegangen. Aus dieser Verwesung stieg der Geist heraus, dem der Künstler die Gesichtszüge des frommen Sponsors gegeben hatte. Sie traten jetzt im Sonnenstrahl mit größter Deutlichkeit hervor.

Vor diesem Bild stand die Bahre in jenem Halbdunkel, das selbst am hellen Tag kleinstenstrigen Kirchen eigen ist. Der Geistliche erschrak, als er sah, in welcher Weise man seine Anordnungen ausgeführt hatte. Er eilte herbei, um das schwere, erstickende Tuch schnell herabzureißen, war aber noch nicht ganz heran, so blieb er stehn. Das Tuch bewegte sich.

Es wurde auf der einen Seite mitsamt dem Sargdeckel hoch emporgehoben. Von innen erschien eine Hand, die es herunterzog. Hierbei stürzte der Deckel auf die Seite. Zwei Gestalten erschienen, von denen die eine, die sich mit der andern ausgerichtet hatte, diese andre noch mit einem Arm umschlossen hielt. Es war der Musterwirt mit seinem toten „Staatsanwalt“. Er sah der Leiche in das Gesicht, doch sonderbarerweise nicht mit dem Ausdruck des frühern Entsetzens. Indem er aus dem Sarge heraustrat, ließ er den Toten langsam wieder niedergleiten. Dann richtete er sich hoch auf. Sein Blick fiel auf das Altarbild und blieb darauf haften. Etwas anderes schien er nicht zu sehn. Die Anwesenden, auch der Pfarrer, wagten nicht, sich zu bewegen. Es war ihnen zumute, als ob sie sich nicht hier in der kleinen Dorfkirche, sondern in einer ganz andern, unendlich weiten und geheimnisvollen Welt befänden. Und das Gesicht des so plötzlich aus dem Sarg Auferstandenen hatte einen Ausdruck, der ihnen unbeschreiblich erschien. Nun

erhob er die Hand gegen das Bild, ballte sie zur Faust und sprach mit so lauter Stimme, daß es durch die ganze Kirche schallte:

„Bist du das, frommer Musterwirt? So schön, so rein steigt du aus deinen Sünden? Die Menschen könntest du mit dem Bild betrügen, mich aber nicht, und auch Gott nicht, den Herrn! Schau her, und sieh dir eine andre Auferstehung an, keine gemalte, sondern eine echte! Hier, wo ich bin, da steht soeben der Neubertbauer, den du gemordet hast durch seine eigene Hand, vom Tode auf. Da liegt im Sarg der Körper, mit dem Messerstich in der Brust. Ich aber bin der Geist, sein Geist, der Geist des Neubertbauers! Hörst du mich? Die Toten stehn auf und rächen sich. Drum geh ich fort von hier und such nach einem Messer! Und sobald ich es gefunden hab, trifft es dich ganz genau so, wie ich mich — — mit deiner eignen Hand! Wie hat meine Leichenrede geklungen, die auch die deine war? „Weh dem unglücklichen Menschen, von dem ein Sterbender scheidet, indem er ihn verflucht!“ Den Leib hast du mir genommen. Nun nehme ich dir den deinen. Es geht jetzt Geist gegen Geist!“

Er hob die geballte Faust noch einmal gegen das Bild empor; dann griff er sich mit beiden Händen nach dem Kopf und brach langsam in sich selbst zusammen.

Das Herzle sah mit der Mutter vorm Haus und klöppelte. Die Ziege war hinunter an das Wasser gegangen, um zu trinken, denn man hatte heut einen gar heißen durstig machenden Tag. Auch Ziegen merken das, zumal eine so feine empfindliche, wie das Karlinchen. Das galt nicht bloß dem Wetter, sondern fast noch mehr den Menschen. Es gab Personen, von denen das Karlinchen durchaus nichts wissen wollte, zum Beispiel Fräulein Rosalia, die jetzt über die Wiese herüberkam, wahrscheinlich, um das Herzle aufzusuchen, obgleich sie sich kürzlich wegen des Herrn Lehrers so schlecht gegen dieses benommen hatte. Karlinchen war, wie man wohl noch wissen wird, persönlich dabei gewesen. Sie hatte jedes Wort gehört und es sich in den Kopf gesetzt, das ungezogene Frauenzimmer gar nicht wieder auf das Bergle heraufzulassen. Wenn sich aber eine Ziege etwas in den Kopf nimmt, so schafft sie es bis in die Hörner hinauf, und so kann man sich sehr leicht denken, daß sich das Karlinchen jetzt auf die Brücke stellte und die widerwärtige Muttertochter, als sie herüberwollte, mit den Hörnern zu bearbeiten begann. Sie ließ erst dann von ihr ab, als das Herzle herbeigeeilt kam und zu ihr sagte:

„Karlinchen, geh hinauf zur Mutter; die hat noch eine Semmel für dich vom Herrn Lehrer.“

„War er heut wieder hier?“ fragte Fräulein Rosalia.

„Ja“, antwortete das Herzle. „Er fragte nach meinen Spizen, ob sie in vier Wochen fertig sein werden, weil da die Ausstellung beginnt.“

„Er kann immer zu dir kommen; ich hab nichts mehr dagegen. Ich mag ihn nämlich nicht. Ich hab ihn gern gehabt, aber ich kann ihn nicht mehr leiden; er ist mir zuwider. Darum werf ich ihn weg. Ich schenk ihn dir. Heb ihn auf. Du kannst ihn nehmen!“

Da flammte es in dem sonst so freundlichen ruhigen Gesichtchen des Herzle zornig auf.

„Bilde dir das ja nicht ein, was du sagst!“ rief sie aus.

„Du kennst den Herrn Lehrer nicht. Er steht viel höher als du und ich und die andern alle, den Herrn Pfarrer ausgenommen. Du und ich, wir sind es gar nicht wert, daß er sich überhaupt mit uns abgibt. Und gar heiraten? Das würde ja genau so sein, als ob zwei Salatpflanzen sich einbildeten, es werde ein Bräutigam kommen und eine von ihnen als Rose an seine Brust stecken! An eine solche Stelle gehört das Allerbeste, was es nur geben kann. Du hast dir eingebildet, das zu sein, ich aber nun und nimmermehr! Und ihn mir schenken, und ich ihn nehmen? Oder gar du ihn wegwerfen, und ich ihn aufheben, etwa wie einen Ball, der mit sich spielen lassen muß, wie es beliebt? Das ist eine Dreistigkeit, die er sich gewiß verbiten wird, und ich

verbitte sie mir auch! Er ist für mich ebenso unerreichbar wie für dich, und darum hab ich ihn mir mit keinem einzigen Gedanken jemals eingebildet; aber ich sag dir trotzdem, daß nicht einmal meine Ziege nehmen würde, was Fräulein Rosalia geworfen hat, viel weniger das Herzle. Da hast du es!“

Das Karlinchen hatte nämlich die Mutter um die Semmel angemeldet, war aber nicht allsogleich verstanden worden. Das war ihr ganz von Natur aus in die Hörner gestiegen. Da man aber auf keinen Fall die eigene Herrin mit ihnen bearbeiten kann, so nahm sich das schnell entschlossene Karlinchen eine angenehme Verwechslung der Personen vor. Sie holte wütend aus, rannte das Bergle hinab, wo durch die Abgeschlossenheit des Geländes der Angriff sehr an Heftigkeit gewann, und fuhr dem Fräulein Rosalia derartig von hinten in die Beine, daß die Muttertochter sofort zunächst auf die Ziege und dann gar auf die Erde zu sitzen kam.

„Hinterlistige Bestie!“ schrie sie zornig. „Heb mich auf, Herzle! Da, faß mich bei den Händen!“

„Du hast soeben gehört, daß ich nichts von dir aufhebe, am allerwenigsten dich selbst!“

Bei diesen Worten drehte sie sich um, ließ sie sitzen und ging das Bergle hinauf zur Mutter. Das Karlinchen hatte sich die Wut aus den Hörnern gestoßen und befand sich also wieder in leutseliger Stimmung. Sie folgte ihr, sah sie oben fragend an und bekam ohne weitere Bitte die jetzt wohlverdiente Semmel. Fräulein Rosalia aber richtete sich langsam wieder auf, strich die Falten ihres rot und gelb gewürfelten Poil de chevre-Rocks glatt und hinkte, mit sich teils wohl-, teils unzufrieden, hinterdrein. Oben angekommen, machte sie einen weiten Bogen um das Karlinchen herum und sagte:

„Ich würde sogleich wieder fortgegangen sein, wenn ich nicht etwas sehr Wichtiges zu sagen hätte. Nämlich das Zeug zum neuen seidenen Kleid ist da. Und als sie mir den fast ganz toten Vater in das Haus brachten, da bin ich gleich wieder in die Stadt gefahren und habe mir die schwarzen Trauerstoffe geholt. Das gibt drei andre, neue, dunkle Kleider, ohne die Schleier, die Hüte und das Schulterumgehänge aus Trauerflor. Du hast keine Zeit, das alles zu machen, Herzle, und doch muß es schnell fertig werden, denn was soll denn werden, wenn der Vater vollends stirbt? Ich habe ja nichts auf dem Leib, um zu zeigen, daß ich darüber betrübt bin! Darum habe ich mir zwei Näherinnen aus der Stadt bestellt. Die sind vorhin angekommen. Aber ich habe gleich gemerkt, daß sie nicht wissen, wie sie es mit einer richtigen Trauer anzufangen haben. Ich möchte also, daß du kommst und die Aufsicht übernimmst. Hast nur die Angaben zu machen. Kannst deine Klöppelei mitbringen und an den Spizen arbeiten, wirst aber doch bezahlt, als ob du für mich arbeitest. Das ist doch nobel von mir. Nicht?“

„Wie steht es mit deinem Vater?“ fragte das Herzle, ohne auf die letzten Worte einzugehen.

„Der liegt in seiner Stube.“

„Und du bist bei ihm, um ihn zu pflegen?“

„Ja? Wo denkst du hin! Was sollten die Gäste sagen, wenn ich nicht immerfort bei ihnen säße? Es würde bald keiner mehr kommen. Das ist eine Not! Und dabei die schwere Sorge um die Kleider! Als die Anführerin der Festungsfrauen muß ich doch etwas so ganz Besonderes haben. Und wo bekommt man das her, wenn man nicht immerfort darüber nachdenkt? Und beim Begräbnis des Vaters bin ich doch ebenfalls die Hauptperson, die einen Anzug haben muß, wie keine andre. Ich sinn mir beinahe die Gedanken aus dem Kopf! Der Vater aber liegt in seinem Bett und tut ganz gleichgültig dazu, was um ihn geschieht. Ich glaube, den kümmert es nicht, ob der Sarg schwarze oder silberne Beine hat. Ich habe aber goldene bestellt. Die kosten nur zwei Taler mehr als silberne. Der Knecht geht täglich dreimal zu ihm hinauf, früh, mittags und abends, um nachzusehn, wie es mit ihm steht. Auch der Pfarrer war schon zweimal da. Das ist doch Zuspruch und Besuch genug.“

(Fortsetzung siehe Seite 6 und 7.)

Im Reiche König Winters

Wo Winter-Olympiade 1936?

Wir Erzgebirgler kennen diese wundervollen Bilder aus König Winters Zauberreich und haben wohl selbst oft voll Andacht in diesen Tagen vor solch wunderbaren Landschaftsbildern gestanden, wie wir sie heute unseren Lesern im Bilde zeigen. Doch führen diese unsere Bilder, wie wir sehr bald erkennen, nicht ins Erzgebirge, sondern in ein anderes deutsches Gebirge, in den Harz, in dem in diesen Tagen des Januar sich eine Kommission des deutschen olympischen Ausschusses zur Besichtigung aufhält, um eventuell das für die Winter-Olympiade 1936 geeignete Sportgebiet hier auszusuchen. Dieses Ereignis interessiert natürlich auch uns Erzgebirgler, die wir ja für das Austragen solch wintersportlicher Veranstaltungen immer unsere besten Ski- und Rodelmeister entsenden, ganz besonders. Neben Garmisch-Partenkirchen und Schreiberhau hat die Kommission zunächst einmal die Besichtigung des Harzgeländes zur Prüfung auf Eignung ausserkoren und der Harzer Verkehrs-



Bereifter Wasserfall.

verband Bernigerode überläßt uns heute die hier in unseren „Erzgebirgischen Heimatblättern“ abgedruckten Klischees. Er weist in nachfolgenden Zeilen auf die Gesichtspunkte hin, welche für die Abhaltung der Winter-Olympiade 1936 im Harz maßgebend sind. Die günstige Verkehrslage des Harzes im Herzen Deutschlands und inmitten Europas, sowie seine schnelle Er-

reichbarkeit von Uebersee durch direkte Züge von Bremen u. Hamburg mögen in erster Linie mit maßgebend gewesen sein, diesmal das Harzgebirge in engere Wahl für die Winterolympiade zu stellen. In der Tat besitzen Braunlage und Schierke auch vielseitige u. ausbaufähige Sportbahnen. So ist bekanntlich Schierke mit seiner Bobbahn und der idealen Eisfläche seit Jahren Auscheidungsortplatz vieler deutscher Meisterschaftskämpfe. In Braunlage ist die 975 m hoch ge-

Schierke besitzen zusammen 4500 Betten. Diese Zahl kann noch vermehrt werden durch Privatbetten und durch Hinzunahme von Harzplätzen, die in unmittelbarer Nähe liegen und mit der Eisenbahn und den Kraftomnibuslinien schnell erreicht werden können. Von großer Bedeutung ist die Tatsache, daß zahlreiche Großstädte im Harzvorland liegen, die ebenso wie die schnell

legene Wurmbergschanze dadurch bekannt geworden, daß bereits vor Jahren Sportler, die noch nicht einmal zur Weltklasse gehörten, gestandene Sprünge über 50 m ausführten, und daß in den letzten Jahren noch regelmäßig zu Ostern dort Sprungläufe bei bester Schneebeschaffenheit ausgetragen wurden. Die Schnee- und Eisicherheit des Harzes ist manchmal angezweifelt worden. Dies mag daher kommen, daß Uneingeweihte im Dezember oder in den ersten Tagen des Januar vorübergehende Wetterumschläge erlebten. Von Mitte Januar und im Februar hat jedoch der Harz Schnee- und Frostbeständigkeit, die sich mit der anderer deutscher Wintersportgebiete durchaus messen kann. Da vom olympischen Ausschuss der Februar 1936 für die Durchführung der Weltkämpfe in Aussicht genommen ist, so kann der Harz auch bezüglich der Sportmöglichkeit ernsthaft konkurrieren. Die Unterbringung und Verpflegung der Sportler und Besucher der Olympiade ist wohl im Harz am einfachsten zu lösen. Braunlage-

vom Harz erreichbare Reichshauptstadt Berlin anerkannte Sehenswürdigkeiten besitzen und — das ist das Entscheidende für die Finanzierung der Winter-Olympiade — zahllose Zuschauer stellen.

Auch Bob- u. Rodelbahnen stehen im Harz für jede Leistungsfähigkeit zur Auswahl. Zu alledem bietet in blankem Weiß u. tiefgrüner Schattierung die Umfranzung mit den bestäubten, schweigsamen Fichtensäumen, dem Hermelin der Scharen stattlicher Hoch- und Alt-tannen und der



Auf einsamer Fahrt durch König Winters Zauberreich.

blendendheller Hintergrund der großen Brockenwölbung den erhebenden Grundakt der Winterlandschaft. Der Wasserreichtum des Harzes, mit seinen Flüssen, Bergbächen, Hochteichen, sommers aus vielen Augen blühend oder mehrstimmig und melodisch rauschend, hat sich in spiegelnde Flächen, in die Plastik glitzernder Blöcke, bezaubernder Kristallbildungen umgeformt. So ist auch für den Eisportler gesorgt. Derjenige aber, der das Tummelfeld in Eis und Schnee Jüngeren überläßt, erfreut sich im Zuschauen und an der verwandelten Natur, die so viele Überraschungen umhüllt, an der freundlichen Winter Sonne, die in den Mittagsstunden die stillen schimmernden Hänge so wärmend überglänzt. Die vielen festen Wege und guten Fahrstraßen, auf deren Ausbau und Erhaltung man im Harz seit langem bedacht ist, ermöglichen meist auch dem Fußgänger und dem Kraftfahrer, die Reize und die Frische des Gebirgswinters in vollen Zügen zu genießen.

Auch im Silberschein der Nacht wanderts sich schön durch die Harzwälder zur Bergeshöhe, denn dort, wo das Sternlicht in die Kronen der Bäume tropft, wo kein Laut aus dem Menschenlande zu uns kommt, herrscht eine gar feierliche Stille. Wandere und wandere — schneeverhangene Tannen säumen den Weg, reifumzauberte Buchen ragen hoch und schwer da-



Im Märchenwald.

neben auf. Im Silberschein der Nacht steigt man aufwärts zur letzten Höhe. Tief unter uns liegt fern das Menschenland. Als wäre man in einer anderen Welt, so ist es, wenn man in stiller Mondnacht auf den verschneiten Gipfeln des Gebirges schreitet. Eine stille Andacht überkommt einem beim Anblick der gigantischen Natur. Viel tausend Sternlein blinken hoch oben am nächtlichen Himmel und künden des Schöpfers Allmacht, der auch die Pracht des Winters um uns hat erstehen lassen. Mit stiller Sehnsucht zieht es die Menschen nach unendlichen Fernen und läßt uns in solch märchenschöner Winternacht auf dem Kamm des Gebirges wohl etwas ahnen von der ewigen Schönheit in Gottes Reich. So zwingt uns König Winter in seinen geheimnisvollen Bann. Unsere deutschen Mittelgebirge, zu denen ja auch unsere Heimat gehört, sind eben so schön und so reich an Winterpracht, daß es immer wieder und wieder verlockt, in die Berge zu kommen, sei es als Sportler, sei es aber auch als einsamer stiller Wanderer. So hat auch der Harz gleich unserem Erzgebirge seine besonderen Reize und wenn auch wir selbst mit unserem schönen Erzgebirge uns wohl um die Austragung solcher Sportwettkämpfe, wie sie die Winter-Olympiade bringen wird, bewerben können, so freuen wir uns doch, daß auch der Harz einmal jetzt Aussicht hat, all die Sportler von nah und fern und auch die Sportler aus unserem Erzgebirge bald als seine Gäste wird begrüßen können.

In diesem Sinne wollen wir auch unsere heutigen Bilder betrachten aus einem anderen Reiche König Winters, der seinen Hermelin weit ausbreitet über all die wunderbaren Gebirge der deutschen Heimat, über unserem Erzgebirge, sowie über den sagenumwobenen deutschen Harz.



Auf der Fahrt ins Wintersportgelände.



In scharfer Kurve.



Harzwald und Skigelände im Sonnenmeer.

„Was sagt der Arzt?“

„Der schüttelt den Kopf. Er meint, das sei ein ganz eigener Fall, mehr seelisch als wohl körperlich, weil der Vater nicht aufwache und die Augen nicht öffne, aber immerfort leise vor sich hinspreche. Es sei möglich, daß er wieder gesund werde. Viel wahrscheinlicher aber werde er sterben. Der Schlag mit dem Querholz sei lebensgefährlich gewesen. Die Betäubung werde langsam in den Tod übergehen. — Also, du kommst, Herzle?“

„Eigentlich habe ich keine Zeit dazu; ich werde es aber dennoch tun, wenn ich einen Wunsch haben darf.“

„Welchen?“

„Ich komme nur dann in die Nähstube, wenn ich dort etwas anzuordnen habe; sonst aber sitze ich droben bei deinem Vater.“

Da stand die Mutter auf, ging auf die andere Seite des Tisches zu ihrem Herzle hinüber, gab ihm einen Kuß auf die Stirn und kehrte dann an ihren Platz zurück. Das tat sie, ohne ein Wort dazu zu sagen. Fräulein Rosalia aber sprach:

„Das ist wieder eine deiner Mucken, die kein anderer Mensch begreifen kann. Ich will dir aber deinen Willen tun. Mußt aber so bald wie möglich kommen.“

„In einer halben Stunde bin ich drüben.“

„So gehe ich jetzt voraus. Haltet die Ziege fest, damit sie mich nicht wieder stößt!“

„Hab keine Sorge! Gehen läßt sie dich gern; nur das Kommen kann sie nicht leiden.“

Als das Karlinchen sah, daß Fräulein Rosalia sich entfernen wollte, senkte sie den Kopf, schielte ihr warnend in das Gesicht und zeigte ihr die Hörner. Das bedeutet in erzgebirgischer Mundart ungefähr soviel wie: „Mach dich fort, und laß dich ja nicht wieder sehen, sonst setze ich dich abermals auf deinen bunten Poil de chevre-Rock!“

Das Herzle hielt Wort. Nach einer halben Stunde war es drüben im „Etablissement“. Und nach wieder einer halben Stunde trat es mit seinem niederländischen Klöppeltischen in die Stube des Musterwirts. Dort zog es sich ganz leise den Tisch an das Fenster und legte das Kissen darauf. Nachdem es ebenso leise einen Stuhl herbeigeholt hatte, schlich es sich auf den Zehen zu dem Kranken hin, um ihn zu betrachten. Sein Kopf war verbunden, der Verband völlig trocken. Die Lippen bewegten sich, als ob sie sprechen wollten und doch nicht könnten. Da ging es fort und holte Wasser. Es nahm den Verband ab, befeuchtete ihn und legte ihn dann wieder auf. Kaum hatte es das getan, so ging in den Zügen des Musterwirts eine Veränderung vor. Er lächelte; das beruhigte das Mädchen; es hatte das Richtige getroffen.

Hierauf kehrte es nach dem Tisch zurück und begann, möglichst leise zu klöppeln. Es war so still, so ruhig in dem Raum. Das Geräusch der Straße und der rücksichtslosen Geschäftigkeit drang nicht herauf. Die Klöppel klangen aneinander, als ob unsichtbare Engel Kastagnetten spielten. Zuweilen ruhten sie für kurze Zeit, nämlich wenn das Herzle an dem Bett stand, um den Verband wieder anzufeuchten.

Es war beim vierten oder fünften Mal, daß es das tat, da öffnete der Kranke zum erstenmal die Augen, seit er sich hier befand. Er sah es lange an, erst ohne allen Ausdruck; dann aber trat das Leben langsam in die Augen.

„Gib mir Wasser!“ flüsterte er.

Das Mädchen holte einen Löffel, schob ihm die Hand unter den Nacken und ließ ihm die kühle Flüssigkeit in den durstig sich öffnenden Mund. Er sog sie mit Begierde ein und sah sie dabei so innig dankbar an, daß sie es heiß aus ihrem Herzen wallen fühlte.

„Wie heißest du?“ fragte er sie sodann

„Ich bin das Herzle“, sagte sie.

Da sann er längere Zeit nach. Ein helles Lächeln kam. „Ich kenne dich. Du warst mit ihr beim Pfarrer und dann an meinem Grab. Du brachtest Rosen mit! Laß mich jetzt ruhn!“

Sie kehrte an ihre Arbeit zurück und dachte währenddessen an seine Worte. Dabei lauschte sie aufmerksam zu ihm hinüber.

„Herzle, Wasser!“ klang es nach einiger Zeit.

Sie gab es ihm.

„Schieb den Kiegel vor!“ bat er. „Laß niemand ein!“ Sie tat es und kehrte dann zu ihm zurück.

„Herzle, laß die Rosalia nicht herein — — — auf keinen Fall! Ich will nur dich — — — und dann die — — — die — — — die andre — — — heute in der Nacht.“

„Ben?“

Da machte er ein sehr geheimnisvolles Gesicht und sagte: „Die Tochter des Neubertbauers.“

„Die ist noch drüben im Pfarrhaus, weil sie so sehr erschöpft ist und sich erholen soll. Ich gehe hin, es ihr zu sagen.“

„Aber hier im Haus darf es niemand wissen. Herzle, gib mir die Hand darauf.“

Sie gab sie ihm. Er schwieg eine ganze Weile. Sie sah ihm an, daß er sich erholen oder sammeln müsse. Dann sprach er weiter:

„Wenn alles schläft und niemand etwas sieht, dann bringst du sie mir herauf, eher nicht! Kein anderer Mensch als du darf vorher hier in der Stube sein. Tu genau das, was ich sage; ich werde es dir lohnen! Jetzt aber will ich schlafen!“

Und er schlief tief und fest, wie es schien. Sie wartete, bis die Dämmerung vorüber war. Dann schlich sie sich, nachdem sie die Tür hinter sich verschlossen hatte, hinunter und zum Haus hinaus. Sie ging zum Pfarrer und sagte ihm, was sie wollte, denn das hatte ihr der Kranke ja nicht verboten. Der geistliche Herr war zwar verwundert, aber doch der Meinung, daß man tun müsse, um was der Kranke gebeten habe. Auch verschwiegen müsse man sein. Anna, die Tochter des Neubertbauers, solle um ein Uhr des Nachts im Mustergarten stehn, um vor dem Herzle dort abgeholt zu werden. Dieses ging hierauf zur Mutter und teilte ihr mit, daß es heut nicht nach Haus kommen werde. Dann nach dem Gasthof zurückgekehrt, verbot es dem Knecht, heute abend nach dem Kranken zu sehn, denn es sei da und werde über ihn wachen.

Inzwischen war die Zeit zum Abendessen gekommen. Das nahm das Herzle mit Fräulein Rosalia und den Näherinnen ein. Dabei bat es die erstere, heute nacht beim Vater bleiben zu dürfen, weil sie die Nacht gern durcharbeiten wolle und die Mutter ihr das nicht erlauben werde. Die Tochter antwortete:

„Tu, was du willst; ich habe nichts dagegen, wenn du dich nicht bei der halben Leiche fürchtest. Mich aber bringst du nicht hinaus!“

So war dem Herzle also alles gelungen, als es den Schlüssel oben wieder in die Tür steckte. Es hatte sich eine wohlgefüllte Schirm Lampe geben lassen und stellte sie so auf den Tisch, daß kein Lichtstrahl das Gesicht des Kranken traf. Dieser schlief noch immer. Später wachte er einige Male auf. Da reichte es ihm Wasser und befeuchtete den Verband. Dabei war er still. Nur einmal fragte er:

„Wird sie kommen?“

„Ja um ein Uhr“, nickte das Herzle.

„Ich danke dir!“ Dann schlief er weiter.

Die Luft trug süßen Grummetdust durchs offene Fenster herein. Es schlug Mitternacht, dann ein, zwei, drei Viertel. Da ging das Herzle hinab, zur hintern Tür hinaus, die es öffnen konnte, und durch den Hof in den Garten. Die Anna stand, schon seit einiger Zeit wartend, bereit.

„Mir ist die Brust so eng“, sagte sie. „Das war bei mir noch nie.“

„Hast wohl Angst?“ fragte das Herzle. „Er ist so lieb und so gut, gar nicht, wie man ihn bisher gekannt hat!“

„Angst ist es nicht, aber was, das weiß ich nicht.“

Sie kamen glücklich und unbemerkt hinaus. Das Herzle verriegelte die Tür. Der Kranke hatte die Augen zu. Sie traten miteinander leise an das Bett, Hand in Hand. Da nahmen seine Züge langsam, nach und nach, einen frohen Ausdruck an. Nicht seine Lider, aber seine Lippen öffneten sich, und er sprach:

„Mein Kind, ich erteile dir meinen Segen, und dir, mein Herzle, meinen Dank!“

Sie sahen einander an, im höchsten Grad erstaunt. Das waren ja dieselben Worte, die der Pfarrer in seiner Stube zu

ihnen gesprochen hatte! War das Zufall? Der Musterwirt konnte sie doch unmöglich kennen! Nach einiger Zeit sprach er weiter:

„Das Herzle setzt sich an den Tisch. Die Anna bleibt hier bei mir und gibt mir ihre Hand!“

Sie taten es. Hierauf sagte er, ohne die Augen aufzuschlagen:

„Aus meinem Grabe ist ein großes Geheimnis aufgestiegen. Es befindet sich hier bei uns in dieser Stube. Wer es nicht sieht, dem kann ich es nicht erklären. Auch ich weiß es nicht ganz;

darum muß ich darüber schweigen. Hast du deinen Vater lieb gehabt, Anna?“

„Mehr, als ich selbst gewußt habe“, antwortete sie. „Das fühle ich erst jetzt, wo er tot ist. Ich habe viel an ihm gutzumachen. Wenn ich es doch könnte!“

„Du kannst es. Und es ist nicht schwer.“

„Was?“

„Etwas Sonderbares. Aber wie würde dein Vater sich freuen, wenn du es tätest!“

(Fortsetzung folgt.)

Nooch'n Feierabend



De Vormüf.

Nach einer wahren Begebenheit von Laura Herberger, Buchholz.

(Nachdruck verboten.)

Dr Braumast'r Scheithauer hat Besuch kriegt; 's warn zwä Freind aus'n Erzgebirg, die mit'n Scheithauer off dr Schulbank gefass'n hatt'n un die sich mit ihrn Freind garn emohl de Grufschadt e biss'l aasah woll'n.

Do se wußt'n, daß de Braumast'r e gemietlichs Weib's'n war, su freietn sich die zwä Gebirgl'r doppelt off dann Besuch. (Dr Braumast'r wuhnet in Leipzig.) Dos mußt mr sein'r Fraa loss'n, se war durchaus gemütlich, obr nār ans war ihr nett beizubringe, daß se nämlich, wenn emol e Partie odr finst wos Dringends unn'rnumme warn sollt, nett imm'r in dr legtn Viertelstund sich ohezet, im noch zr rachtn Zeit fort ze kumme.

Se hat fane Rinn'r un aa Dinstleit fir de Hausarbett, obr trogdam mußt se fast imm'r heg'n bis zr legtn Minut, wenns wuhie sollt gieh.

Dr Braumast'r hat beschloss'n, mit senn Freinden un seiner Emile (esu hieß sei Fraa) in e Konzerthaus ze gieh, wu se wirklich wos Guts ze hārn kriegetn. „Obr Emile, dos sog ich Dir, heit machst De Dich eher fertig, daß mr enn gescheit'n Platz krieng“, saht ihr Ma benn Nachmittagskaffee zu ihr.

Obr de Emile war $\frac{3}{4}$ Achte noch nett fertig, und dos Konzerthaus log entfarnt von ihrer Wuhning. Endlich gings in Tempo zr Haustir naus.

„Inu Rob'rt, Du hast enn weiß'n Platz an denn Herml, wart nār emohl e bissel, un aa enn Zwirnsfoodn haste an dr Rockschöß hänge!“ saht de Emile ganz aufgeregt. Obr ihr Rob'rt blieb nett schtieh un gob ihr zr Antwort: „Dos kunnste mir drhamm song; ike is laa Zeit drzu, ike haast's geschwind lafn, daß mr nett de Tüch'r ze machn hoom in Konzerthaus!“

De Emile wollt nu aa enn geschwindn Schriet ahnamme, obr wos war dāh dos? Se trot dach offamohl off e Rockband! (De Reformklading war ihr zuwider), un doshalm trug se aa ihrn Kladrunn'rrock noch mit Bänd'r'n zun binden, un weil se mit ihrn Klazug esu gehezt hat, hat se orgass'n, mit dann Bänd'r'n e Schlaaf ze bindn. Nu war gut'r Rot tei'r; de Emile kriegets mit dr Angst ze tu, un se raffet ihr Klad, wos se nār esu raff'n kunn; wenn se nār dos ahne mohl dos nächste Haus drreicht hätt, eh ihr Rob'rt wos von ihrn Bach gewahr wir, daß se de Schlaaf dort bindn künnt.

In dānsalm Angblick drehet sich dr Braumast'r im un saht, wie 'r dos neimodisch geraffte Klad mit dar neimodisch'n Schlepp bei dr Emile sog: „Na, do hārt obr de Gemütlichkeit auf; dos haste von Dein'r Heherei! Mach nār, daß de in dos Haus nei kimmst, mir welln geschwind'r lafn, im de Karten ze lösn.“ De Emile war kuriert. Von heit aa war sche allemohl zr rachtn Zeit fertig. Wie se noch'n Konzert gemütlich in enn Kaffeehaus sohn, hom se noch viel ihr dos Bach gelacht.

De gruze Ficht.

(Nachdruck verboten.)

In Wald — weit druhm an Hübl
do stieht ne gruze Ficht'. —
Laast nauf, laast no — laast finstwu:
Se kimmt eich zu Gesicht.

Ja, esugar vun weithar
grift eich dar huche Baam
un hot dort überdauert
schu mannichs Menschenlaam.

Bu alterch-har do galt'r
ne Zeiten als Richtings-Zahng¹⁾,
nooch dann se wuhl bemooßen,
wu dos un gaan's gelahng.²⁾

Do hieß: Nachts — links — gerode nüber
solt vu dar gruzen Ficht'!
Geleich war'n se im Bilde —
schu ging ne auf a Ficht.

Wollt'n zwaa in Wald sich traffen
uf en'n beschtimmt'n Platz,
hieß: „Bei dr gruzen Ficht' druhm!
Wart' sei un laaf net wad!“

Hatt' aans in Wald en Härchen³⁾
odr en Fuchs gefah'.
Wu warsch dā epper gewasen?
Bei dr Ficht' — 'r wußts genaa.

Odr, 's hoom vun Wilpertschützen⁴⁾
de Flintenschüß' geknallt.
O Gott, wu sei se gestaden?
Bei dr Ficht' — ganz druhm in Wald!

Sei epper gar Verbrachen
in alter Zeit passiert,
nochert hoom Schauer geschichten
rundummedum kassiert.

Wu war dar Spuk gewasen?
„Druhm an dar alten Ficht'!“
Schu standen zu Gebarge
de Haar vu dar Geschicht'. —

Doch — iech bie garn gewandert
nauf zu dann stillen Ort.
Bei Tog — aah oft in Finstern —
sooh iech sei manchmol dort.

Hob' Zwiesproch oft gehalten
druhm mit dar alten Ficht',
hob's Büchl rausgenomme
un hob — a Lied gedicht'.

Bernh. Brückner, Leipzig.

¹⁾ Richtungszeichen; ²⁾ das und jenes gelegen; ³⁾ Hirsch; ⁴⁾ Wild-
diebe.

Bilder aus der Heimat

Eine Ausstellung des Erzgebirgszweigvereins in Berlin.

Schau und Verkauf von Erzeugnissen erzgebirgischer Heimindustrie.
Auch Weihnachtliches aus unserem Gebirge.

Der Erzgebirgszweigverein Berlin, der als Hüter und Pionier gebirgischer Sitten und Gebräuche sich sehr verdient um die Pflege des Heimatlichen gemacht hat, veranstaltete im Dezember und Januar eine vorbildliche, äußerst wertige und wirtschaftlich wichtige Ausstellung, eine Schau erzgebirgischer Erzeugnisse, und zwar mit der schönen Losung: „Zur Vinderung der Not“. Mit derselben war der Verkauf von Schöpfungen erzgebirgischer Heimarbeiter verbunden. Durch die Veranstaltung sollte in einem Teil derselben auch erzgebirgisches Weihnachtsleben widergespiegelt werden. Angeregt war die sehr reich und fesselnd beschickte Schau durch eine ähnliche in Geising anlässlich der dortigen Hauptversammlung des Erzgebirgsvereins im vorigen Oktober. In einem 80 Quadratmeter großen Raum, zentral in Berlin gelegen, und mit zwei Schaufenstern versehen, wurde die Ausstellung er-



richtet. Außerordentlich groß war die Anerkennung derselben seitens der Bevölkerung, und zahllose Käufer aus allen Kreisen stellten sich ein. Allein innerhalb von drei Tagen meldeten sich auf ein Rundschreiben hin 85 Aussteller aus allen Industriezweigen. Es fand u. a. eine Pressebesichtigung statt und ausführlich priesen die Zeitungen das Unternehmen. Der Umsatz war ein sehr nennenswerter. — Und so war der Erfolg des Ganzen in finanzieller und physischer Hinsicht hocherfreulich. Unter den zahlreichen weihnachtlichen Gegenständen der Schau befand sich auch die im beistehenden Bilde vorgesehene Pyramide. Man sieht auf dem Bilde, mit welcher Liebe an der Errichtung auch dieses Werkes geschaffen wurde und welch reiches Leben in den einzelnen Etagen der Pyramide sich abspielt. Wie werden sich die Berliner auch dieses gebirgischen Weihnachtswahrzeichens erfreut haben. Nicht wenige von ihnen werden vielleicht überhaupt noch nicht gewußt haben, wie man im sächsischen Erzgebirge das Weihnachtsfest sich selbst zusammenbastelt und -zimmert, ja wieviele werden auch eine Pyramide noch kaum einmal gesehen haben; ebenso all die anderen reizenden Sachen, die da die gebirgischen Heimarbeiter anfertigten und für diese Ausstellung in Berlin lieferten.

Der Annaberger „Eisberg“.

Auch in diesem Jahr wieder zeigte der Stadtpark zu Annaberg die Sehenswürdigkeit seines „Eisberges“. Wer würde wohl hinter dem Bildnis, das wir nebenstehend hiervon veröffentlichen, einen Springbrunnen vermuten? — Und doch ist es so! Wenn nämlich alljährlich der Winter kommt, gibt man in der Pöhlbergstadt acht darauf, diesen Berg aus Eis dadurch zu



schaffen, daß man die Strahlen der Fontäne gefrieren läßt und dann mit weiteren Wassergüssen nachhilft, bis das Naturkunstwerk fertig und so hergestellt ist, wie man es auf dieser Seite unserer „Erzgebirgischen Heimatblätter“ erblickt. — Uebrigens präsentieren sich auch in anderen Städten ähnliche auf gleiche Weise entstandene Sehenswürdigkeiten; so z. B. auf dem Marktplatz zu Scheibenberg.



Zwei Gründer der Freiwilligen Feuerwehr zu Weipert.

Die beiden noch lebenden Gründer der Freiw. Feuerwehr der Stadt Weipert, Ehrenhauptmann Johann Wagner (geb. 1855) und Ehrenzugsführer Eduard Schröter (geb. 1854), welche zum 60jährigen Bestandsfeste der Wehr Weipert mehrfach geehrt und ausgezeichnet wurden und auch vom Deutschen Landesverbande für Feuerwehr- und Rettungswesen in Prag die Plakette für 60jähriges, besonders verdienstvolles Wirken auf dem Gebiete des gesamten Feuerwehrwesens erhielten.